

Kirsten Adamzik

Der virtuelle Text oder:

Die Rolle der Sprachgemeinschaft für die Herstellung von Textualität

Abstract

Starting with some sceptical remarks on the idea that the relationship between linguistics and literary studies has broken down and that linguistics is primarily concerned with texts for daily use, the article proposes some elements of a text-linguistic approach covering notions, ideas and activities long since familiar to literary scholars, especially those preparing editions. The notion of *virtual text* is introduced to denote the abstract entity underlying different versions and copies of one and the same text. Following Ehlich's suggestion that a (prototypical) text is not necessarily a written sequence of signs, but a complex sign passed on by tradition, the importance of reproducing texts – and hence the role of members of the speaking community in producing textuality – is emphasized: Re-reading, reciting, reading aloud to others, reprinting, reediting, and even rewriting, resuming or referring to by allusions are different means of transmitting the text or elements of it to others, including the following generations. Some of them require a complete 'cognitive copy' of the text, but the longer the text is, the more probable it is that only fragments are part of the linguistic knowledge of (groups of) the community. Nevertheless, (fragments of) texts can be stocked in the individual memory, just as lexical items are. The last chapter presents the number and type of transmission authorities (commercial editors, scientific editors, lecturers, literary agents, and so on), as well as the number and type of versions and copies as criteria to differentiate texts for daily use, scientific and literary texts.

1. Einleitung: Eine fragwürdige Dichotomie
 - 1.1 Wie Gebrauchstexte, da literarische Texte?
 - 1.2 Texte vs. Prinzipien der Textkonstitution
2. Was sind Textualitätskriterien?
 - 2.1 Wohlgeformte Texte (Harweg)
 - 2.2 Texte und Nicht-Texte (de Beaugrande/Dressler)
 - 2.3 Eine Reduktionsstrategie: die produkt- und produzentenorientierte Sicht
 - 2.4 Wo stehen wir?
 - 2.5 Texthaftigkeit in der Sicht der Sprachverwender
3. Texte als virtuelle und als empirisch gegebene Einheiten
 - 3.1 Scheinbare Vorläufer: emische Texte und Textsorten
 - 3.2 Parallelen zur Morphem- und Lexemebene
 - 3.3 Textualitätskriterien zum Zweiten
 - 3.3.1 Medialität als irreführende Differenzierungskategorie
 - 3.3.2 Was ist der Text-im-Kopf?
4. Vom Textkörper zum virtuellen Text und zurück
 - 4.1 Okkasionelle Texte
 - 4.2 Gebrauchstexte
 - 4.3 Wissenschaftliche Texte

- 4.4 Literarische Texte
- 5. Schlussbemerkungen
- 6. Literatur

1. Einleitung: Eine fragwürdige Dichotomie

So selbstverständlich die Gegenüberstellung von Literaturwissenschaft und Linguistik (uns geworden) ist, so schwer fällt es, diesen Gegensatz näher zu erläutern. Vorbei sind die Zeiten – die manche durchaus als goldene betrachten –, in denen man die Aufgabenstellungen so rekonstruierte, dass fast gar kein Überschneidungsbereich erkennbar war. Entsprechend dieser Auffassung interessierte die Linguistik nämlich an einer (Einzel-)Sprache nur das funktionelle System und die Möglichkeiten, die es zur Bildung komplexer Strukturen bis zur Satzgrenze hin eröffnet, nicht aber der Sprachgebrauch und das, worin er sich konkret manifestiert, während die Literaturwissenschaft sich nur mit solchen Produkten, genauer gesagt einem Teil davon, den Sprachkunst-Werken, beschäftigte.

1.1 Hie Gebrauchstexte, da literarische Texte?

Wer einer Textlinguistik aufgeschlossen gegenübersteht, begrüßt, dass die Beschränkung auf die Satzgrenze ‚überwunden‘ wurde und Texte sich (wieder) in den Gegenstandsbereich der Sprachwissenschaft eingliedern. Logischerweise wird dadurch das genuine Objekt der Literaturwissenschaft, literarische Texte, zu einer Teilmenge des linguistischen, denn wer sich für den Text ‚überhaupt‘ interessiert, hat ja nicht den mindesten Grund, ausgerechnet literarische unberücksichtigt zu lassen. Merkwürdigerweise scheinen jedoch viele dem Fehlschluss zu erliegen, dass das Objekt beider Disziplinen verschieden bleibt: Der Literaturwissenschaft geht es um literarische Texte, Linguistik ist etwas anderes, also geht es dieser um nicht-literarische Texte. Explizit wird dieser Sophismus wohl kaum einmal formuliert, aber praktisch verhält man sich doch oft so, als ob es diese Zuständigkeitsbereiche gäbe (vgl. auch Adamzik im Druck, Abschnitt 6.2.1 sowie den Beitrag von Hausendorf, Abschnitt 1).

Dies ist umso erstaunlicher, als sich ja auch die Literaturwissenschaft etwa zur selben Zeit ‚geöffnet‘, in diesem Zusammenhang sogar programmatisch den Ausdruck *Text* an die Stelle von *Werk* gesetzt hat und seitdem über einen ‚erweiterten‘ Literaturbegriff debattiert. Drei mehr oder weniger explizit zugrunde gelegte Kriterien dafür, was zur Literatur gehöre, wurden dabei in Frage gestellt: Zunächst und in allererster Linie das wertende Kriterium, nach dem es sich um bedeutende Kulturschöpfungen, hohe, kanonfähige Literatur handeln müsse (vgl. Winko 1996). Sodann das Kriterium der Fiktionalität: Neben der schon immer berücksichtigten Gelegenheitsdichtung, didaktischen und gedanklichen Prosa und

(auto-)biografischen Texten findet auch ‚Gebrauchsliteratur‘ im engeren Sinn jetzt hier ihren Platz, besonders natürlich, wenn die Grenzen zwischen beiden Bereichen in der literarischen Produktion selbst aufgelöst werden (vgl. Rühling 1996).¹ Drittens schließlich das Kriterium des Mediums, nach dem es sich um schriftliche, mindestens aber sprachliche Gebilde handeln müsse – auch dies nicht gerade eine Neuheit aus dem 20. Jahrhundert, aber doch extrem verstärkt durch die Entwicklung neuer Medien, angefangen bei Film und Rundfunk bis hin zu automatisch und interaktiv erzeugten (multimedialen) Produktionen (vgl. Schütz/Wegmann 1996). Dies alles zusammen genommen führt dazu, dass nun das ganze ‚literarische Feld‘ oder ‚Literatursystem‘ in den Blick genommen wird, inklusive Literaturbetrieb, Unterhaltungsindustrie und allem, was – auch für die Alltagskultur – dazugehört, mit einer gewissen Tendenz, die Literaturwissenschaft in eine allgemeine Medien- und/oder Kulturwissenschaft zu überführen oder einzugliedern (vgl. Dörner/Vogt 1996).

In der Linguistik ist Analoges zu beobachten, denn es bedurfte ja nicht nur der (Wieder-)Eingliederung der Textebene im Sinne eines hierarchischen Niveaus, sondern auch einer Öffnung gegenüber Fragen des Sprachgebrauchs, des Funktionierens von Sprache und Texten im gesellschaftlichen Austausch, die man im Allgemeinen mit der sog. ‚pragmatisch-kommunikativen Wende‘ verbindet. Im Ergebnis hat dies zur Entstehung neuer Subdisziplinen wie Medien- oder Politolinguistik geführt, und es fehlt natürlich auch nicht das Programm einer ‚Linguistik als Kulturwissenschaft‘ (vgl. z.B. Schröder et al. 2001, Wengeler 2006 sowie das ZGL-Heft 34.1/2.2006).

Und ausgerechnet in dieser Situation, wo allenthalben das Blickfeld enorm ausgeweitet wird, da sollten sich gerade Sprach- und Literaturwissenschaft nichts mehr zu sagen haben und nicht einmal einen Gegenstandsbereich als gemeinsamen annehmen? Dass es ganz so düster um die gegenseitige Wahrnehmung und das Interesse aneinander nun auch wieder nicht steht, hat Heiko Hausendorf in seinem Einführungsartikel gezeigt, in dem er bestehende Verbindungen resümiert. Tatsächlich sieht er das Problem darin, dass es zwar vieles, aber „keinen übergreifenden interdisziplinären Rahmen, kein Leitparadigma mehr zu geben“ scheint (in diesem Heft). Ein solches gibt es aber m.E. nicht nur nicht für die ins Auge gefasste Inter-Disziplin, sondern auch schon nicht für die ‚beiden‘ beteiligten Einzeldisziplinen. Anders gesagt – die Kehrseite des Bemühens um die Erweiterung des eigenen Gegenstandsbereichs: die Identität der Disziplinen droht dabei verloren zu gehen; wer wüsste denn zu sagen, was heute Linguistik bzw. Literaturwissenschaft sind? Beide umfassen eine Vielzahl von teilweise gemeinsamen und mit weiteren Disziplinen vernetzten Ansätzen, und diese ‚interdisziplinären Sonderforschungsgebiete‘ können selbstverständlich nicht als genuiner Beitrag ‚der‘ Linguistik bzw. Literaturwissenschaft wahrgenommen werden.

¹ Das ändert natürlich nichts daran, dass Fiktionalität als Kriterium für literarische Texte erhalten bleibt. Vgl. für eine Darstellung von Fiktionalitätstheorien Weidacher (2007).

Es mag mit einem gewissen Unbehagen am drohenden Verlust eines disziplinspezifischen Gegenstandes zusammenhängen, wenn man für die Linguistik das besondere Interesse an spontaner Sprech- und Alltagssprache so betont. Dies ist ein Feld, das ihr kaum jemand streitig machen wird. Ein neues Feld, da ja erst seit der Mitte des 20. Jahrhunderts die technischen Mittel bereit stehen, das als flüchtig Gemeint aufzuzeichnen und der Analyse zugänglich zu machen, und eines, das nicht zuletzt wegen des enormen Aufwandes bei der Aufnahme und Transkription auf lange Sicht einen schier unerschöpflichen Vorrat an Forschungsgegenständen verspricht.

Dennoch ist es natürlich gänzlich unsinnig, daraus abzuleiten, dass das besondere Interesse der Linguistik Alltagstexten gelte, und zwar nicht nur theoretisch, denn es gibt eben neben der Gesprächsanalyse auch heutzutage durchaus prominente Richtungen, die sich mit der Analyse von Medientexten, politischen Texten oder Fachtexten aller Spezialisierungsniveaus beschäftigen. Damit sei auch hervorgehoben, dass die Dichotomie von Alltag versus Literatur noch viel fragwürdiger ist als die des Gegenstandsbereichs von Linguistik und Literaturwissenschaft.

1.2 Texte vs. Prinzipien der Textkonstitution

Erinnern wir uns nun an ein Differenzierungskriterium für Literaturwissenschaft und Linguistik, das ihr unterschiedliches Erkenntnisinteresse sehr viel besser erfasst als die unzutreffende Annahme, sie beschäftigten sich grundsätzlich mit verschiedenen Objekten. Für die Linguistik, so sagt man meist, sind nämlich Texte (und sonstige sprachliche Gebilde) nicht als individuelle Erscheinungen relevant, sondern nur insofern sich in ihnen Allgemeines aufzeigen lässt. Das gilt auch in Bezug auf die Textebene, wo generelle Bedingungen für die Textkonstitution gesucht werden; einzelne Texte, seien sie nun literarisch oder nicht, stellen nur jeweils Beispiele bzw. Manifestationen allgemeiner Erscheinungen dar.

Auch unter dieser Voraussetzung kann aber die Frage behandelt werden, was denn literarische Texte auf allgemeiner Ebene gegenüber anderen auszeichne, und in der Hoch-Zeit von LiLi ist genau das geschehen. Mit Jakobson fasste man als „unabdingbare Eigenschaft eines Dichtwerks“ bekanntlich die Projektion des Prinzips der „Äquivalenz von der Achse der Selektion auf die Achse der Kombination“ (Jakobson 1979, 94) auf, verortete die Besonderheit also auf der textinternen Ebene. Dass dies keine hinreichende Bedingung für Literarizität ist, hat Jakobson selbst unterstrichen. Dass es auch keine notwendige Bedingung ist und daher literarische Werke nicht zureichend unter Rückgriff auf formale Merkmale bestimmbar sind, ist ein nicht mehr umstrittenes Ergebnis der weiteren Diskussion.

Kann nun die Linguistik für die Literaturwissenschaft nicht mehr so interessant sein, weil ja ihr genuiner Gegenstand, die sprachliche Struktur, als (einziges)

Charakteristikum für literarische Texte nicht mehr in Frage kommt? Dies folgt nur für jene, die Linguistik eben auf das rein Sprachliche beschränken wollen. Diese Auffassung entspricht aber gerade nicht der jüngeren Entwicklung in der (Text-)Linguistik. Für diese sollte aus dem Befund vielmehr folgen, dass für die Bestimmung von Textualität auch die sog. textexternen Merkmale berücksichtigt werden müssen. Diese sind zu systematisieren und einerseits auf einem so abstrakten Niveau zu fassen, dass sie auf die verschiedensten Texte anwendbar sind, andererseits intern so zu differenzieren, dass sie die Besonderheit verschiedener Arten von Texten beschreibbar machen. Anders gesagt: Wenn die Textlinguistik Gebrauchstexte als ihren alleinigen Gegenstand betrachtet und literarische Texte ausschließt, dann kann sie nicht mehr als allgemeine Bezugsdisziplin fungieren. Sie verliert ihre Identität, wenn es nur noch eine Menge spezifischer oder wenn man will: angewandter Textlinguistiken wie Gesprächsanalyse, Medien-, Politolinguistik usw. gibt – und sie würde sie auch dadurch nicht wiedergewinnen, dass sich dazu auch noch eine Poetolinguistik gesellt.

2. Was sind Textualitätskriterien?

Ich betrachte zunächst den Ausdruck und sehe darin ein durchsichtiges Wortbildungsprodukt, das zu paraphrasieren ist als ‚Kriterien dafür, ob etwas ein Text ist‘. Dies scheint mir annähernd das Gleiche zu sein wie *Textualitätsmerkmale*: ‚Merkmale, die für Textualität entscheidend sind, die gegeben sein müssen, wenn etwas als Text behandelt werden soll‘, aber etwas anderes als *Textmerkmale*, das wären ‚Merkmale, die Texten zukommen (können), die man an Texten beschreiben kann‘ – nach diesen fragt man normalerweise, wenn man sich nicht (mehr) mit dem Problem herumschlägt, ob das Etwas überhaupt Textstatus hat.

Wer fragt sich nun wann und wozu, welches die Kriterien für Textualität sind und ob etwas ein Text ist oder nicht? Es müssen hier verschiedene Zusammenhänge genannt werden, teilweise entsprechen sie bestimmten Forschungsphasen in der Textlinguistik.

2.1 Wohlgeformte Texte (Harweg)

Den historischen Ausgangspunkt bildet eine gewisse Mischung aus bewährten strukturalistischen und generativistischen Verfahren: Mit seiner Gegenüberstellung von etischen und emischen Texten möchte Harweg an die für die Phonetik/Phonologie charakteristische Unterscheidung zwischen der materiellen (konkreten, physischen, individuellen) Ebene und der Systemebene (gedacht als Menge abstrakter Einheiten) anschließen (vgl. Harweg 1979, 152). Zugleich lehnt er sich an die kompetenzorientierte Forschung an, der es ja gar nicht mehr um die

konkreten Produkte des Sprechens, sondern nur um die dahinter liegenden Regeln geht, die zu wohlgeformten Einheiten, in erster Linie grammatisch korrekten Sätzen, führen (vgl. auch Dressler 1972, 12). Diese zweite Sichtweise ist dann ganz in den Vordergrund getreten, emische Texte sind also als wohlgeformte Texte zu verstehen, die den in einer Grammatik formulierten Wohlgeformtheitsbedingungen entsprechen:

eine Maßnahme, in der sich die Abkehr von der Performanz- und die Hinwendung zur Kompetenzorientiertheit besonders deutlich und sinnfällig manifestiert, ist meine Etablierung zweier unterschiedlicher Textbegriffe, eines – von mir als etisch bezeichneten – performanzorientierten und eines – von mir als emisch bezeichneten – kompetenzorientierten (Harweg 1979, V).

2.2 Texte und Nicht-Texte (de Beaugrande/Dressler)

Aus dieser Traditionslinie, in der kohäsiver Zusammenhalt als Wohlgeformtheitsbedingung erscheint, erklärt sich die Präsentation dieses Merkmals als *Textualitätskriterium* bei Beaugrande/Dressler, denen dieser Ausdruck ja seine Beliebtheit verdankt. Diese Anlehnung an die Generativistik ist jedoch nur vordergründig, tatsächlich ist die Argumentation von Beaugrande/Dressler m.E. inkohärent (vgl. dazu Adamzik 2004a, 50ff.). Sie privilegieren eindeutig eine performanzorientierte Sicht, indem sie nämlich den Text als „kommunikative Okkurrenz“ – das entspricht Harwegs etischem Text – definieren, die Produzenten- und Rezipientensicht einbeziehen (Intentionalität bzw. Akzeptabilität) und annehmen, „daß Sprache schwerlich anders beschrieben oder erklärt werden kann als in Form von Texten in realen Umgebungen“ (Beaugrande/Dressler 1981, 139).

Verwirrend ist ihre Behauptung, dass ein Text als nicht-kommunikativ und „daher“ (!?) als Nicht-Text gelte, wenn er nicht alle sieben Textualitätskriterien erfüllt (ebd., 3), obwohl sie ja selbst u.a. ausführen, dass schon Wohlgeformtheit/Grammatikalität nicht unmittelbar mit (kommunikativer) Akzeptabilität zusammenhängt, das eine ohne das andere gegeben sein kann (vgl. ebd., 136f.). So bleibt es denn bei Beaugrande/Dressler auch nur bei dem m.E. irreführenden Ausdruck Textualitätskriterien, tatsächlich behandeln sie die Merkmale als solche, die mehr oder weniger ausgeprägt sein können, rechnen damit, dass verschiedene Individuen die Texthaftigkeit einer kommunikativen Okkurrenz unterschiedlich beurteilen, dass Toleranz gegenüber Kohäsions- oder Kohärenzstörungen besteht (vgl. ebd., 118) und legen insgesamt eher ein als prototypisch zu verstehendes Konzept von Text zugrunde, das die Rede von Text versus Nicht-Text ohnehin mehr als fragwürdig macht.

Die Zuschreibung von Textualität ist daher bei ihnen auch nicht als Aktivität des Texttheoretikers anzusehen, sondern als Prozedur, die Sprachteilhaber vornehmen; den Theoretikern geht es um die Rekonstruktion dieser Aktivitäten.

Dabei haben Beaugrande/Dressler ein Programm formuliert, das weit über das hinausgeht, was in den 80er und 90er Jahren als Kern ‚der‘ Textlinguistik tradiert wurde. Der Erfolg der Textlinguistik, der sich darin niederschlägt, dass sie in aktuellen Einführungen in die Linguistik einen festen Platz hat, wurde nämlich mit einer massiven Reduktion der als relevant präsentierten Aspekte bezahlt: Kohäsion und Kohärenz, Themenentfaltungstypen und Funktionen sowie darauf aufbauende Textsortenkonzepte – damit scheint das Spektrum schon weitgehend erfasst.

Aus dem Interessensfokus weitgehend ausgeblendet wurden dabei nicht nur literarische Texte und der Bezug zur Literatur- sowie zu anderen Textwissenschaften und mit Sprache befassten Disziplinen. Vergeben wurde auch die Chance, den prozeduralen Ansatz als Leitvorstellung aufzunehmen und mit ihm die Position, dass Textualität (auch) als eine Konstruktion des Rezipienten aufzufassen ist.²

2.3 Eine Reduktionsstrategie: die produkt- und produzentenorientierte Sicht

So setzt sich in den 80er Jahren – als am ehesten konsensfähige und hinreichend triviale (?) – eine produktorientierte Sicht von Text durch, die am besten durch die vielzitierte Definition von Brinker repräsentiert wird:

Der Terminus ‚Text‘ bezeichnet eine begrenzte Folge von sprachlichen Zeichen, die in sich kohärent ist und die als Ganzes eine erkennbare kommunikative Funktion signalisiert (Brinker 2005, 17).

Die von der Zeichenfolge – also dem Produkt! – „signalisierte“ Funktion wird dann weiter identifiziert mit der „Kommunikationsabsicht des Emittenten“, insofern sie sich „im Text mit bestimmten, konventionell geltenden, d.h. in der Kommunikationsgemeinschaft verbindlich festgelegten Mitteln“ (ebd., 100) ausdrückt, wobei etwaige hintersinnige oder ‚geheime‘, aber nicht konventionell signalisierte Absichten des Emittenten ausdrücklich als für die Bestimmung der Textfunktion irrelevant gekennzeichnet werden.

² Damit ist nicht gesagt, dass diese Auffassung nicht aufgegriffen und auch weitergeführt wurde, das gilt z.B. besonders für die Einführung von Heinemann/Viehewer (1991). Meine Darstellung ist gezwungenermaßen holzschnittartig, indem sie den Ausgangspunkt für die Beiträge zum vorliegenden Heft aufgreift und verständlich zu machen sucht, die Vorstellung nämlich, dass die Verbindung ‚der‘ Textlinguistik zur Literaturwissenschaft ‚verloren gegangen‘ sei. Wenn man eine umfassende und ausgewogene Geschichte textlinguistischer Ansätze schreiben würde, käme man dagegen nicht umhin festzustellen, dass es nichts von dem heute als neu oder als Desiderat Präsentierten nicht immer auch gegeben hätte. Es kann hier also nur um eine grobe Skizze dessen gehen, was von ‚der‘ Textlinguistik in bestimmten Phasen vorzugsweise wahrgenommen und tradiert wurde. Was Beaugrande/Dressler angeht, so sind das eben die Textualitätskriterien und die merkwürdige Rede von Text vs. Nicht-Text, nicht dagegen die inhaltlich viel wichtigeren Komponenten des prozeduralen Ansatzes und der interdisziplinären Ausrichtung.

Weiter kann man sich wohl von einer für die Literaturwissenschaft brauchbaren Auffassung von Text und Textfunktion nicht entfernen. Der Vorteil dieser Festlegungen besteht darin, dass Textfunktion damit „weitgehend dem sprechakttheoretischen Begriff des illokutiven Akts“ (ebd.) entspricht und daher für die weitere Analyse auf das (zumindest gut abfragbare) Set der fünf Sprechakttypen Searles zurückgegriffen werden kann. Dies ist allerdings denkbar ungeeignet für literarische und auch sonstige polyvalente und offene Texte und erzwingt geradezu die Beschränkung auf (verhältnismäßig einfache und eindeutige) Gebrauchstexte. Die Fokussierung dieser Untermenge in ‚der‘ Textlinguistik der 80er und 90er Jahre geht also nicht auf irgendwelche grundsätzlichen Überlegungen zur Gliederung des Textuniversums oder dergleichen zurück, sondern ergibt sich (und zwar speziell für die typisch deutsche Variante der Textlinguistik) als Nebenwirkung der Übernahme eines wissenschaftsgeschichtlich besonders einflussreichen Ansatzes.

Nicht nur die Verbindung zur Literaturwissenschaft ist damit abgeschnitten, vielmehr wird in dieser Phase auch noch ausdrücklich betont, dass die Wissenschaft die Definitionsmacht für Textualität hat und sich dabei um die Sicht der Sprachteilhaber nicht zu kümmern braucht. Zu den häufigsten allgemeinen Aussagen über Textlinguistik gehört nämlich, dass ‚der linguistische Textbegriff‘ im Gegensatz zum gemeinsprachlichen auch Gesprochenes und Einwortäußerungen umfasst (vgl. Adamzik 2004b: 261). Wird es etwas differenzierter, erfährt man dann, dass es eine Unzahl von Textdefinitionen gibt, was nichts anderes bedeutet, als dass jeder Forscher für sich selbst entscheidet, was er als Text auffassen will und was nicht. Dies ist natürlich auch insofern richtig, als Definitionen in wissenschaftlichen Kontexten eben oft dem Sprechakttyp der Deklarationen zugehören, festsetzenden Charakter haben oder Nominaldefinitionen sind.

2.4 Wo stehen wir?

Wenn nun allerdings die Beiträger dieses Hefts sich in der Hoffnung zusammengefunden haben, das Textualitäts-Konzept könnte neu gefasst und dadurch auch eine Wiederannäherung von Linguistik und Literaturwissenschaft herbeigeführt werden, dann können solche Nominaldefinitionen nicht gemeint sein, denn es wird ja niemand erwarten, dass sich plötzlich eine konsensfähige Textdefinition fände, vor der alle vorliegenden verblässen. Mit Textualitätskriterien muss daher hier doch etwas anderes gemeint sein, näher an einer Realdefinition: Was macht das ‚Wesen‘ des Textes aus, wie kommt es dazu, dass einem Etwas Textualität zugeschrieben wird? Diese Frage kann m.E. sinnvoll nur gestellt werden als die danach, was für die Sprachteilhaber einen Text zum Text macht und welchen Wahrnehmungsobjekten sie (bzw. einige von ihnen) diesen Status aufgrund welcher Kriterien (nicht) zuerkennen. Zu einer objektivistischen und nur am Produkt

orientierten muss also eine konsequent verwendungsbezogene Sichtweise hinzutreten, wie sie ja schon in Definitionen folgenden Typs gegeben ist: ein Text ist das, was von Sprachteilhabern als ein solcher gesetzt/deklariert und/oder verstanden wird (vgl. Adamzik 2004b: 258ff. und 2004a, 43f.). Das heißt keineswegs, dass damit der Willkür Tür und Tor geöffnet wird, sondern verweist vielmehr auf die empirische Aufgabe zu ermitteln, was denn Sprachteilhaber als Text meinen und verstehen; denn sie verstehen darunter keineswegs alles und jedes und verhalten sich sogar deutlich restriktiver als die Linguisten.

Das ergibt sich ja auch schon unmittelbar aus dem noch immer so üblichen Hinweis darauf, dass ‚der linguistische Textbegriff‘ weiter ist als der für die Sprachteilhaber gängige.³ Beharren wir fortgesetzt auf einem erweitert-entleerten Textbegriff oder versuchen wir gar, diesen noch zusätzlich (v.a. durch Einbeziehung nicht-sprachlicher Elemente) zu ‚entgrenzen‘, so ist die Entfremdung zum ‚Sprachvolk‘ und anderen Textwissenschaften vorprogrammiert,⁴ und zwar ganz unnötigerweise, denn es ist ja nichts einfacher, als z.B. medial komplexe Gebilde in ihrer Gesamtheit mit einem anderen Oberbegriff zu bezeichnen. Mein Vorschlag bleibt: Kommunikat (vgl. Adamzik 2004a, 43), wenn man unbedingt die Kommunikativität in den Vordergrund stellen will. Ansonsten fällt der erweiterte Textbegriff zusammen mit dem, was man ein komplexes, Groß- oder Superzeichen nennen würde.

2.5 Texthaftigkeit in der Sicht der Sprachverwender

Damit können wir zum letzten Zusammenhang kommen, nämlich Textualitätskriterien in der Sicht der Sprachverwender. Ich setze entsprechend dem eben Ausgeführten voraus, dass für diese neben Sprachlichkeit auch eine gewisse Länge zu den wenn nicht unbedingt notwendigen, so doch auf jeden Fall prototypischen Merkmalen von Texten gehört. Kommt es nun überhaupt vor, dass Sprachver-

3 Es ist jedoch nicht auszuschließen, dass diese Auffassung langsam kippt: So erklären Busch/Stenschke (2007, 229) etwa bündig: „Texte im Sinn der Textlinguistik sind sprachliche und keine ikonischen Einheiten“, womit sie nicht nur Bilder, sondern auch „bildhafte Darstellungen wie Diagramme, [...], Karten, Tabellen oder Graphiken“ ausschließen wollen, die in der PISA-Studie zum Leseverstehen als ‚nicht-kontinuierliche‘ Texte einbezogen wurden. Überdies präsentieren sie die Anlage des HSK-Bandes Text- und Gesprächslinguistik (Brinker et al. 2000/01) als Beleg dafür, dass Schriftlichkeit nicht nur in der gemeinsprachlichen Verwendung von *Text*, sondern auch in der Textlinguistik neuerdings eher als notwendiges Merkmal aufgefasst werde.

4 Ich teile vollkommen die Auffassung von Fix (vgl. besonders 2003), dass es notwendig sei, die Beziehung zu anderen mit Texten befassten Disziplinen als wesentliche Aufgabe der Textlinguistik zu betrachten, und ich teile auch die Auffassung, dass ohne die Berücksichtigung nicht-sprachlicher Elemente viele Texte überhaupt nicht rezipierbar sind und diesen daher unbedingt Beachtung geschenkt werden muss. Nur halte ich die Umdefinition des Textbegriffs für einen ungeeigneten und überflüssigen Versuch, beidem näher zu kommen.

wender vor der Frage stehen, ob eine Folge sprachlicher Zeichen einer gewissen Länge ein Text ist oder nicht?

Sie können natürlich von Linguisten vor die Frage gestellt werden, ob sie etwa ein Telefonbuch, eine Landkarte, eine SMS, einen Lottoschein usw. für einen Text halten oder nicht. Solche Erhebungen wären zweifellos von Interesse⁵ und gehörten eben zur empirischen Erforschung der Textualitätskriterien von Sprachteilhabern, sollen jedoch hier nicht weiter berücksichtigt werden. Vielmehr möchte ich an die üblichsten und vertrautesten Situationen erinnern, in denen so etwas geschieht. In diesen scheint mir das wesentliche Textualitätskriterium die Abgeschlossenheit.

Beginnen wir mit der Produktionsseite, so führt uns das eindringlich vor Augen, dass gerade als prototypisch geltende Texte das Ergebnis eines höchst langwierigen und mühsamen Prozesses sind, während dessen der Autor sein Produkt als noch nicht fertigen Text behandelt, als bloße Stichwortliste, Notizen, Plan, Entwurf, Ansammlung von Einzelteilen, ein Etwas, dem der Schluss fehlt, ein zu überarbeitendes, schließlich noch ins Reine zu schreibendes, ein in der Korrektur befindliches Manuskript u.ä. Nicht selten kommt der Autor auch nie zu einem Ende, es bleibt ein Texttorso, der vielleicht in Flammen aufgeht, im Papierkorb endet oder im Computer gelöscht wird. Dies zeigt einerseits, dass die Rede davon, etwas müsse als Text deklariert werden, nicht so weit hergeholt ist, andererseits dass auch Noch-Nicht-Texte nicht gar nichts sind und u.a. auch vielfältige kommunikative Funktionen erfüllen können – oder besser gesagt (weil mit einer entsprechenden Emittentenabsicht eher nicht zu rechnen ist): den Ausgangspunkt für Interpretationsprozesse bilden können.

Das gilt besonders für Dinge dieser Art, die die Zeiten und speziell das Leben des Schreibers doch überdauern haben und auf das Interesse von Nachkommen stoßen. Dies geschieht häufig, weil es von dem Autor auch als Texte deklarierte Produkte, veröffentlichte Werke, gibt. Ein anderer Grund kann sein, dass der Schreiber als Person Aufmerksamkeit erweckt, von der alle Lebensspuren bedeutsam sein könnten. Schließlich können schriftliche Spuren auch lediglich als dokumentarische Quelle (nicht zuletzt für die Sprachgeschichte) relevant sein. In diesen Zusammenhängen fassen die Rezipienten das Gefundene wenn nicht als Text, so doch als interpretationswürdigen Zeichenkomplex auf, für den sich teilweise die Frage, ob es ein fertiger Text ist, einfach nicht mehr stellt: das Material ist eben gegeben, wie es ist, und wenn man es als Interpretatum nimmt, dann deklariert man es dadurch in einem gewissen, wenn natürlich auch ganz anderen Sinne, als es der Schreiber vielleicht getan hätte, einfach als Text.

Häufig genug stellt sich aber sehr wohl die Frage, ob das, was man da z.B. im Wüstensand oder in Schachteln auf der Dachkammer gefunden hat, ein abgeschlossener bzw. ‚der‘ vollständige Text ist, sie lässt sich sogar oft schnell eindeu-

5 Vgl. für ein Beispiel Busch/Stenschke (2007, 230) und auch die hypothetischen Überlegungen von Vater (2001, Kap. 1).

tig negativ entscheiden: *Offenbar ein nur unvollständig erhaltenes Dokument!* Dies ist eine ganz typische Lage, in die Textwissenschaftler geraten können, denn sie beschäftigen sich selbstverständlich nicht nur mit Zeichenkomplexen, denen Texthaftigkeit zukommt, sondern oft, vielleicht sogar grundsätzlich zunächst einmal nur mit Textspuren. Textualitätskriterien spielen dabei insoweit eine große Rolle, als unter Rückgriff auf sie so etwas wie virtuelle Modelle eines/des (vielleicht) intendierten Textes erstellt werden. Allerdings wird man in vielen Fällen nie wissen können, ob der rekonstruierte Text überhaupt einmal als abgeschlossenes materielles Produkt realisiert war oder immer nur als unfertiges Fragment existierte.

Sowohl von der Produzenten- als auch von der Rezipientenperspektive ausgehend kommt also so etwas wie ein virtueller Text als Größe in den Blick. Nun gehört ja die Ebene des Virtuellen wirklich zum Kern dessen, was die moderne Linguistik charakterisiert. Bezogen auf den Text ist sie bislang allerdings kaum ernsthaft in Betracht gezogen worden. Der folgende Abschnitt stellt einen Versuch in diese Richtung dar.

3. Texte als virtuelle und als empirisch gegebene Einheiten

3.1 Scheinbare Vorläufer: emische Texte und Textsorten

Unter 2.1 hatte ich Harwegs Unterscheidung emisch-etisch als den Versuch vorgestellt, diese aus der Phonologie/Phonetik entwickelten Kategorien auf Texte zu übertragen und auch hier eine langue-bezogene von einer parole-bezogenen Sichtweise zu unterscheiden, also so etwas wie virtuelle Texte von empirisch vorfindlichen, individuellen, materiell realisierten Einheiten abzugrenzen. Die genaueren Ausführungen haben jedoch gezeigt, dass Harweg in Wirklichkeit nicht diese fundamentale Ebenenunterscheidung aus der strukturalistischen Linguistik aufgreift,⁶ sondern vielmehr eine andere Parallelisierung vornimmt, nämlich die zu wohlgeformten, grammatischen und nicht-wohlgeformten, ungrammatischen Sätzen. Bei ihm repräsentiert nämlich nicht etwa eine (prinzipiell unendliche) Anzahl etischer Texte ein und denselben abstrakten Text, so wie etwa **G**, **g**, **g**, **G**, **g**, **g** alle gleichermaßen das Graphem <g> repräsentieren.

Auch mit dem Konzept der Textsorte meinen manche, eine Art Systemeinheit zu Einzeltexten identifizieren zu können. Aber auch hier liegt ein ganz anderes Verhältnis zugrunde, nämlich das der Zuordnung eines Einzelzeichens zu einer abstrakten Kategorie: So sind sowohl das Betäubungsmittelgesetz als auch das Grundgesetz der Textsorte Gesetz zuzuordnen, es handelt sich aber beileibe nicht um denselben Text im Sinne einer abstrakten Größe. Die Parallele auf der

⁶ Harweg (1979, 145ff.) thematisiert die Type-Token-Relation bei Texten durchaus und nennt die Tokens *Textvorkommen*, bezieht dies aber nicht auf die Unterscheidung etisch-emisch.

Wortebene wäre hier z.B.: *blau* ist sowohl der Wortart Adjektiv zuzuweisen – genau wie *klein*, *sauber* und *machtbungrig* – als auch der semantischen Gruppe Farbwort – genau wie *grün*, *ocker* und *zinnoberrot*, es handelt sich aber um insgesamt sieben verschiedene Systemeinheiten.

3.2 Parallelen zur Morphem- und Lexemebene

Phoneme und Grapheme sind bekanntlich keine sprachlichen Zeichen in dem Sinne, dass sie eine Inhaltsseite hätten, sie haben nur bedeutungsunterscheidende Funktion, und es gibt von ihnen pro Sprachsystem nur eine sehr begrenzte Anzahl (sie liegt im zweistelligen Bereich). Daher ist es beim Versuch einer Übertragung des strukturalistischen Grundkonzepts ohnehin sinnvoller, auf die Zeichenebene zu wechseln. In der Morphologie geht das noch verhältnismäßig gut: So sind *rot* / *röt-* und *Hut* / *Hüt-* Allomorphe der Morpheme {rot} bzw. {Hut}. Allerdings ergibt sich eine Komplizierung schon insoweit, als die typischerweise als Allomorphe angeführten Einheiten wie z.B. *sing*, *sang*, oder *geb*, *ging*, *Gang*, *gäng-* nicht einfach wie die ersten Beispiele als (stellungsbedingte) Varianten von {sing} bzw. {geh} aufgefasst werden können, sondern es sich schon um komplexe Zeichen handelt, die außer dem lexikalischen Morphem auch grammatische Morpheme enthalten. Es sind verschiedene Wortformen eines oder mehrerer Lexeme.

Daher müssen wir von mehrfach geschichteten Abstraktionsoperationen ausgehen: Ein Morphem realisiert sich auf einer konkreteren Ebene in mehr oder weniger vielen Allomorphen, die in verschiedenen Wortformen auftreten können. Die Wortformen sind als Einheiten des Systems zu betrachten – sofern sie wohlgeformt sind.⁷ Diese werden nun in konkreten Äußerungen immer wieder realisiert, und das entspricht der etischen Ebene der Phone. Um dies etwas zu konkretisieren: Im IdS-Korpus der öffentlich zugänglichen geschriebenen Texte gibt es für die Wortform *Gänge* 5326, für *gingen* 84340 und für *ging* gar 268449 Belege.

Auf der Ebene der Lexeme wird es noch viel komplizierter, auch wenn wir die Wortformen einmal unberücksichtigt lassen. Während nämlich die Anzahl der Morpheme, die zu einer Sprache gehören, noch einigermaßen erfassbar ist (sie liegt im oberen vierstelligen Bereich), ist es schlechterdings nicht mehr möglich anzugeben, wie viele Lexeme eine Sprache umfasst, welche zum System gerechnet werden sollen. Dies liegt natürlich daran, dass abgesehen vom Grundbestand der überlieferten Lexeme mit Hilfe der Wortbildung jederzeit neue geschaffen werden können – und dies geschieht eben auch ständig tatsächlich. Viele dieser Neubildungen bleiben Eintagsfliegen, kommen nur in einem Text vor und sind auch nur in dessen Zusammenhang verständlich, ein Teil wird aber auch mehr oder weniger langfristig von der Sprachgemeinschaft übernommen. Nur wenn dies ge-

⁷ Nicht wohlgeformt sind z.B. *singte* und *gebte*, die aber als Textwörter beim Spracherwerb durchaus vorkommen.

schiebt, wird man von einer Systemeinheit reden können, aber die Grenze ist natürlich fließend. So ist z.B. der Ausdruck *Problembär* im IdS-Korpus 111-mal belegt – ich habe dabei mit Erstaunen erfahren, dass als solcher nicht nur 2006 Bruno bezeichnet wurde, sondern es 1994 auch schon einen Problembären namens Nurmi gab –, in ein normales Wörterbuch schafft es dieser Ausdruck aber wohl auch in der Zukunft nicht.

Für unseren Zusammenhang ist an dieser Parallele zweierlei bedeutsam: Erstens reicht es nicht, dass ein komplexes Zeichen einmal gebildet oder auch mehrfach verwendet wird, damit es – auch im Bewusstsein der Sprachteilhaber – als für die Weiterverwendung brauchbares Element, als Bestandteil der Sprache im Sinne eines virtuellen Systems, angesehen wird. Zweitens kann kein Sprecher allein eine solche Veränderung des Systems bewirken. Sprache ist eben ein soziales Phänomen und wird daher getragen von einer Gemeinschaft.

3.3 Textualitätskriterien zum Zweiten

Die Ausführungen unter 3.2 mögen, insofern sie nur sehr elementares Grundwissen aufrufen, etwas überflüssig erscheinen. Ich hoffe aber, dass sich diese Erinnerung als nützlich erweisen wird, wenn ich mich jetzt wieder der Textebene zuwende.

3.3.1 Medialität als irreführende Differenzierungskategorie

Berücksichtigt man nämlich diese Grundüberlegungen der modernen Linguistik, so kann es nur erstaunen, dass in Bezug auf die Textebene der Medialität, der Frage, ob etwas schriftlich oder mündlich realisiert wird, ein solches Gewicht beigemessen wird. Virtuelle Einheiten sind ja grundsätzlich medienindifferent. Morpheme, Lexeme und Wortformen sind abstrakte Einheiten, die mündlich oder schriftlich realisiert werden können. Es bleiben dieselben virtuellen Elemente.

Wenn diese Medienindifferenz für die Textebene nicht gelten sollte, dann kann das eigentlich nur bedeuten, dass es auf der Textebene eben keine virtuellen Einheiten gibt, die ebenso wie Lexeme oder Wortformen kognitiv gespeichert sein könnten. Das ist jedoch offenkundig falsch, und es ist ganz besonders falsch, wenn man zugleich annimmt, es gäbe auch Texte, die nur ein Wort oder einen Satz umfassen, wie es z.B. Vater (2001, 12 und 21) tut, wenn er *In der Kürze liegt die Würze* zum ‚harten Kern‘ von Texten rechnet. Sprichwörter und sonstige zum Großbereich der satzförmigen Phraseologismen gerechneten Einheiten (geflügelte Wörter, Sprüche und dergl.) werden ja sogar in Wörterbüchern als komplexe lexikalische Einheiten geführt, sie sind als feste Einheiten gespeichert und werden

massenweise reproduziert – in Originalform oder auch abgewandelt und beides sowohl mündlich als auch schriftlich.

Manches, was vielfach als Text gerechnet wird, obwohl es nur aus einem nichtsprachlichen Zeichen, einem Wort oder einer nicht satzförmigen Phrase besteht, kann man allerdings mündlich wirklich nicht realisieren oder wird es nicht so tun, z.B. Verkehrsschilder oder Schilder mit der Aufschrift: *Ausgang, Ich muss draußen bleiben* (es spricht der Hund), *Lebensgefahr*. Gerade für diese ist aber nun umso sicherer, dass es sich um virtuelle Elemente handelt. Ich weiß nicht, wie viele STOP-Schilder in Deutschland aufgestellt sind, aber sicher ist, dass es sehr, sehr viele konkrete Realisate gibt – die Analogie zur Unterscheidung der emischen-etischen Seite von Lauten oder Wörtern ist perfekt.

Also können es doch wohl nur die längeren Einheiten sein, bei denen die Übertragung nicht so gut funktioniert – auch dies schon eine historisch sehr kurzsichtige Auffassung aus einer Zeit und einer Gesellschaft, in der das Auswendiglernen verpönt ist. Aber es gibt natürlich auch heute noch viele Menschen, die einige oder auch viele Texte gesamthaft psychisch gespeichert haben und sie mehr oder weniger oft abrufen, d.h. neu realisieren. In Bezug auf die gesamte Geschichte der deutschen Sprache dürfte an der Spitze das Vaterunser stehen: Es ist für alle Sprachstufen belegt und wird auch in unserer Zeit noch millionenfach pro Jahr realisiert; überwiegend wahrscheinlich mündlich und im Chor, aber selbstverständlich gibt es auch unzählige Druckfassungen davon und schließlich realisieren es viele auch noch als bloß inneres Sprechen.

Das Vaterunser betrachte ich als einen virtuellen Text par excellence, und zwar gerade deswegen, weil es sich, wie andere überlieferte Zeichen auch, im Laufe der Zeit verändert hat und weil es in verschiedenen Versionen existiert, von denen immer wieder einmal eine andere für Teilgemeinschaften der Christen als verbindliche Textvorlage deklariert worden ist (die in Deutschland derzeit gültige ökumenische Version ist seit 1966 in Kraft).

Damit kommt also die Sprachgemeinschaft als wesentlicher Akteur für die Herstellung von Textualität in den Blick und auch hier ist mir die Parallele zu den Lexemen wichtig: Ohne Reaktualisierung durch die Sprachgemeinschaft wird selbst eine kohärente und in sich geschlossene Folge sprachlicher Zeichen nie zu einem virtuellen Text, auch wenn der Emittent sie als solche deklariert und seine kommunikative Absicht vielleicht sogar in Bezug auf einen Rezipienten erfolgreich realisiert hat. Sie bleibt eine okkasionelle Erscheinung, so wie die allermeisten Sätze nur okkasionelle Erscheinungen, aber nicht virtuelle Einheiten sind, die als Bezugsgröße im Bewusstsein der Sprachteilhaber gespeichert wären.⁸

Neben Gebeten kommen als Textsorten mit guter Aussicht darauf, in ihrer Gänze auch rein kognitiv gespeichert zu sein, noch Liedtexte, Gedichte, Abzähl-

8 Die Satzmodelle, Satzarten usw., die sehr wohl in irgendeiner Form gespeichert sind, entsprechen wiederum abstrakteren Kategorien wie Wortart, Textsorte usw., es sind keine emischen Einheiten im Sinne von Morphemen, Lexemen oder Phrasologismen.

reime und andere Kurztexte (in gebundener Form) in Frage. Dafür, dass einem Text virtueller Status zugeschrieben werden kann, ist es aber nicht notwendig, dass viele oder mindestens einige ihn auch auswendig hersagen können. Auch das Vaterunser ist mit fortschreitender Säkularisierung immer weniger Sprachteilhabern im Wortlaut vertraut, vielleicht nicht ganz so wenigen wie die deutsche Nationalhymne. Das ändert nichts daran, dass hinreichend viele wissen, dass es diese Texte gibt, dass sie sie wahrscheinlich wiedererkennen und vielfach zumindest Teile davon im Kopf haben, z.B. die nicht mehr offiziell gültige Zeile *Deutschland, Deutschland über alles* – wenn etwas einmal in den Köpfen ist, bekommt man es eben schwer wieder hinaus.

Was ein virtueller Text ist, steht aber auch in externen Speichern zur Verfügung: im Gesangbuch, im Textheft zur CD oder als Text auf dem Bildschirm wie beim Karaoke. Das Spezifische an virtuellen Texten ist, dass es dazu viele etische Realisationen oder Tokens gibt. Andernfalls wäre die Übertragung auch ganz sinnlos, emisch-etisch meint eben im Kern genau das Verhältnis von Type zu Tokens. Ein solches gibt es nun eindeutig nicht bei spontanen Gesprächen: selbst wenn sie aufgezeichnet und transkribiert sind, können sie nicht neu realisiert werden (der Unterschied wird sehr sinnfällig, wenn man ein Transkript mit verteilten Rollen vorlesen lässt). Und dies, nicht etwa die Medialität, scheint mir der Grund dafür zu sein, dass Sprachteilhaber einen solchen Widerstand dagegen haben, spontane Gespräche als Texte zu verstehen, und sich auch nicht durch den Nachweis von diesem Urteil abbringen lassen, dass es sich entgegen dem intuitiven Eindruck doch um wohlstrukturierte Abläufe handelt.

Ein Drama dagegen oder ein Sketch gelten auch ihnen selbstverständlich als Text, sie erfüllen die Bedingung der Aktualisierbarkeit. Damit hätten wir ein neues Textualitätskriterium, das angepasst ist an Ehlichs Auffassung von Textualität. Anders als in den geläufigen Standardversionen eines restriktiven Textbegriffs, die immer auf Schriftlichkeit als notwendige Bedingung abheben, erklärt er ausdrücklich, dass Texte auch mündlich sein können. Das Spezifikum von Texten sieht er nicht in ihrer medialen Verfasstheit, sondern in der Tatsache, dass sie „Mittel zur Verdauerung des in sich flüchtigen sprachlichen Grundgeschehens, der sprachlichen Handlung“ (Ehlich 1994, 18) sind. „Text als Mittel sprachlichen Handelns hat seinen Zweck in der Überlieferung“ (Ehlich 1984, 18f.; vgl. auch den Titel von Ehlich 1983).

Ich halte es allerdings für problematisch, den Textbegriff nun gleich auf zur Überlieferung gedachte Sprachhandlungen einzugrenzen, zumal eben der Autor allein die Überlieferung nicht in der Hand hat und auch ohne oder gegen seine Absicht Äußerungen tradiert werden können. Von den Papieren aus dem Nachlass von Schriftstellern war schon die Rede. Zu denken ist aber z.B. auch an die vielen misslungenen Äußerungen von Prominenten, die gewissermaßen genüsslich von den Medien verbreitet werden und dann (vorübergehend) in den Stilblütenschatz der Sprachgemeinschaft eingehen können, selbst wenn sie ungramma-

tisch sind: *Ich habe fertig, Das sind doch Peanuts*. Ich ziehe es also vor, Überlieferung und damit Aktualisierbarkeit als Ergebnis eines komplexen Prozesses zu begreifen, für den eine ganze Reihe von Emittenten-Rezipienten-Instanzen notwendig ist, die nur gemeinsam einen Text als virtuelle Einheit konstituieren kann.

3.3.2 Was ist der Text-im-Kopf?

Die Rede von virtuellen Texten als Elementen des Sprachwissens könnte auf Skepsis stoßen angesichts der Tatsache, dass ja nur die wenigsten, genauer gesagt nur die sehr kurzen (re-)aktualisierbaren Texte tatsächlich von einer irgendwie bedeutsamen Menge der Sprachteilhaber als Ganzheiten psychisch gespeichert sind. Auch der Autor eines hinreichend langen Textes hat von diesem in der Regel fast nichts wörtlich im Kopf. Nun spricht man allerdings in der Textlinguistik (seit Nussbaumer 1991) ganz geläufig vom Text-im-Kopf (Text II) gegenüber dem Text-auf-dem-Papier (Text I):

Textualität, Kohärenz, Sinn sind Eigenschaften eines Textes II. Ein Text I deutet einen Text II immer nur an; es ist der Rezipient, der den Text I zum Text II ausdeutet (ebd., 146).

Demgegenüber stellt Weidacher sicher zu Recht fest, dass das, was sich da als Text II im Kopf befinden soll, kein Text, sondern

die mentale Repräsentation eines Textinhalts [ist], die man, da sie nicht mehr oder zumindest teilweise nicht mehr sprachlich ist, besser nicht als Text bezeichnen sollte, wenn man die Definition des Textbegriffs [...] nicht allzu sehr ausweiten möchte (Weidacher 2007, 89).

Nicht zustimmen kann ich ihm natürlich in der Annahme, dass im Kopf immer „nur komplexe mentale Repräsentationen bestehend aus vernetzten bzw. auf unterschiedliche Weise zusammenhängenden Informationen zu finden sind und keine Texte im eigentlichen Sinn“ (ebd.). Denn man kann Texte eben sehr wohl auswendig lernen und bei längeren ist es nicht ungewöhnlich, dass zumindest einzelne Teile davon im Wortlaut gespeichert sind. Deswegen ‚verringert‘ die Bezeichnung einer mentalen Textrepräsentation als Text (II) nicht nur den „heuristischen Wert“ (ebd.) des Textbegriffs, sondern sie bezieht sich auf etwas ganz anderes und identifiziert überdies das, was ein individueller Sprachteilhaber von einer sprachlichen Einheit weiß, mit dieser Einheit selbst.

Es fehlt also wiederum der Aspekt der sozialen Natur, der kollektiven Verbindlichkeit virtueller Einheiten. Nun sind sich aber verschiedene Sprachteilhaber über die formale Identität von etwas, das wir als prototypischen Text auffassen, also über die genaue sprachliche Gestalt des sog. Textes I, in einem Ausmaß einig, das geradezu überwältigend ist. Einfacher gesagt: Wir brauchen uns normalerweise nicht lange darüber zu streiten, ob ein Wort oder Satz so in einem Text

steht oder nicht – im zweiten Fall hat in der Regel jemand falsch zitiert und das kann man ihm nachweisen. Worüber wir uns dagegen – jedenfalls bei literarischen Texten – fast nie einigen können, ist die Frage, was jedes einzelne Wort, jeder einzelne Satz oder gar der Text als ganzer (genau) bedeutet.

Bevor ich weiter darauf eingehe, was man sich unter einem Text II im Sinne Nussbaumers bzw. der mentalen Repräsentation eines Textes vorzustellen hat, möchte ich jedoch noch gegen das eben erwogene Bedenken argumentieren, man könne bei längeren Texten nicht von virtuellen Einheiten sprechen, weil niemand sie vollständig kognitiv gespeichert hat. Genauer gesagt möchte ich noch einmal an linguistische Elementaria anknüpfen und daran erinnern, dass das für die Wortebene ebenfalls gilt: Was ein individueller Sprachteilhaber von einem Ausdruck weiß, ist nicht identisch mit dem, was in der Sprachbeschreibung als virtuelle Einheit rekonstruiert wird.

Das Duden Universalwörterbuch rühmt sich, rund 150000 Stichwörter und Redewendungen zu verzeichnen, wovon 70000 zum zentralen Wortschatz des Deutschen gehören sollen. Wie groß der Wortschatz eines Durchschnittssprechers ist, weiß man zwar nicht, aber viele Schätzungen gehen davon aus, dass es nicht einmal 30000 sind. Von mehr als der Hälfte der Wörter weiß also ein Einzelner nicht einmal, dass sie existieren. Bei den meisten übrigen ist das psychisch gespeicherte Wissen unvollständig – wenn wir einmal unterstellen, dass die Beschreibungen aus dem Wörterbuch die Eigenschaften der verzeichneten virtuellen Einheiten annähernd angemessen erfassen.⁹ Anders gesagt: Es wird nur wenige geben, die nicht auf irgendetwas stoßen, was ihnen unbekannt war, wenn sie auch nur eine Seite des Wörterbuchs lesen. Wäre es anders, würden ja auch wohl Wörterbücher nicht einen so großen Verkaufserfolg haben. Man benutzt sie im Bedarfsfall als externe Quellen, um das unvollkommene eigene Sprachwissen zu kontrollieren oder zu ergänzen.

Führt man sich diesen Tatbestand vor Augen, so verliert das Argument, dass Texte keine virtuellen Einheiten sein können, da sie nicht vollständig gespeichert sind, vielleicht doch einiges von seiner Überzeugungskraft. Sie können diesen Status haben, auch wenn viele gar nichts von ihrer Existenz wissen, nur den Titel kennen, nur den Plot, nur das Thema, einige Thesen, ein paar Zeilen usw.

Kommen wir nun zurück zu den mentalen Repräsentationen von Texten, so muss man zunächst feststellen, dass in empirischen Untersuchungen zu Textverarbeitungsprozessen aus der kognitiven Psychologie/Linguistik damit nie das eben angedeutete Wissen gemeint ist. In den Experimenten, die dabei angestellt werden,¹⁰ arbeitet man nämlich grundsätzlich mit (meist für die Untersuchungen eigens erstellten und manipulierten) okkasionellen Texten. Dies ist methodisch notwendig, da ausgeschlossen werden muss, dass das, was die Probanden z.B.

9 Das ist natürlich eine sehr optimistische Annahme, die aber nicht weiter problematisiert zu werden braucht. Sollte sie nicht gelten, würde dies mein Argument nur weiter stützen.

10 Vgl. dazu als Übersichten Rickheit/Strohner (1999) oder Christmann (2000).

von einem Text erinnern, auf eine außerhalb des Experiments erworbene Kenntnis des Textes zurückgeht.

Nicht ausschließen kann man dagegen natürlich das sonstige Vorwissen. Dass dieses eine außerordentlich große Rolle bei der Textverarbeitung spielt, ist nun gerade eines der Hauptergebnisse dieser Untersuchungen – teilweise bzw. ursprünglich übrigens durchaus entgegen den Erwartungen und Absichten der Forscher. Die Probanden erinnern nämlich auch Elemente als Bestandteile des Textes, die gar nicht darin vorkamen, weder explizit noch implizit. Wenn von einem Zirkus die Rede war, z.B. auch einen Clown, weil ein solcher normalerweise in diesem Kontext vorkommt. Wenn es sich um ein Märchen handelt, auch eine Fee oder Hexe oder sogar *Es war einmal*, da dies alles zu den vertrauten Elementen der Gattung gehört. Auch nehmen sie gewisse Inkohärenzen im Text gar nicht wahr, sondern korrigieren sie unbewusst (ebenso wie man Druckfehler übersieht). Dies ist nun der empirische Beleg dafür, dass Textualitätsmerkmale wie Kohärenz nicht notwendigerweise objektiv gegebene, sondern unterstellte oder zugeschriebene Eigenschaften einer Folge von Sprachzeichen sind. Dies unterstreicht die Rolle des Rezipienten für die Konstitution von Textualität und kommt auch einer gewissen Annäherung an die Literaturwissenschaft entgegen.

In der Linguistik wird mit diesen – gern als Ergebnis einer ‚kognitiven Wende‘ (vgl. Figge 2000) apostrophierten – Einsichten der für die sprechakttheoretisch beeinflusste Textlinguistik charakteristische Fokus auf den Sender und dessen Intention überwunden, eine Relativierung der Autorabsicht, die in der Literaturwissenschaft deutlich früher eingesetzt hat. Sehr viel mehr als Einigkeit darüber, dass der Rezipient den Textsinn aktiv konstruieren muss, wird allerdings durch diese Entwicklung noch nicht erzielt. Denn der Versuch der Rekonstruktion mentaler Repräsentationen von Textinhalten besteht wesentlich in der Entsprachlichung des Textes. Die Sätze werden in propositionale Strukturen ‚übersetzt‘, teilweise auch als nicht-sprachliche mentale Modelle aufgefasst, so dass vom Textsinn gerade einmal der denotative Kern zum Vorschein kommt, z.B. wenn *Ein Hund wurde von einem Briefträger gebissen* transformiert wird in BEISSEN (BRIEFTRÄGER, HUND) (vgl. Rickheit/Strohner 1999, 274). Der Ausgangssatz ist übrigens einer, der mit sehr großer Wahrscheinlichkeit falsch rekonstruiert wird, nämlich als BEISSEN (HUND, BRIEFTRÄGER), wenn er nicht an sehr prominenter Stelle des Gesamttextes steht bzw. die Ungewöhnlichkeit des Geschehens weiter ausgeführt wird.

Für Literaturwissenschaftler können solche Erkenntnisse allenfalls eine (beruhigende?) Erklärung dafür abwerfen, wieso Schüler und Studenten so vollkommen und eindeutig falsche Auffassungen über Textinhalte von sich geben können: Sie haben den Text dann nicht unbedingt speziell schlecht, sondern ‚normal‘ gelesen, d.h. z.B. ihr Vorwissen über Erwartbares nicht durch gegenteilige Aussagen des Textes stören lassen. Dass man dann und auch in anderen Fällen aber eben zu dem Urteil kommen kann, der Textsinn würde falsch wiedergegeben

oder komplett entstellt, heißt, dass man auf jeden Fall auch gute intersubjektive Übereinstimmung darüber herstellen kann, was ein Text jedenfalls nicht besagt. Und daraus wiederum ist zu folgern, dass der Textsinn nicht darin bestehen kann, was irgendein oberflächlicher Leser davon vorübergehend in seinen Kopf aufnimmt. Der sog. Text II, die mentale Repräsentation, ist zweifellos auch ein sehr interessanter Forschungsgegenstand, aber es ist etwas ganz anderes als die hier gemeinte Aktualisierung eines virtuellen Textes als konkrete Einheit. Denn diese Aktualisierung ist eben eine materielle und keine mentale Größe. Sie liegt z.B. vor, wenn jemand einen Text vorliest oder auch auswendig hersagt, was bekanntlich nicht bedeutet, dass er davon irgendetwas verstanden haben müsste. Wenn ich also von einem virtuellen Text spreche, dann meine ich damit immer ein komplexes Zeichen, das Inhalts- und Ausdrucksseite umfasst. Über die Identität der Ausdrucksseite können wir uns, ebenso wie bei den Wörtern oder Sätzen, relativ gut einigen. Die Inhaltsseite dagegen ist uns nicht direkt zugänglich und das, was sich davon im Kopf befindet, dürfte auch nicht bei nur zwei Individuen identisch sein. Das gilt gleichermaßen für ein einzelnes Wort wie für einen Text. Nur dürfen wir im Allgemeinen doch davon ausgehen, dass der Überschneidungsbereich recht groß ist.

4. Vom Textkörper zum virtuellen Text und zurück

Ich habe zwar bislang die Rede vom virtuellen Text aus der Anwendung der emisch-etisch-Differenzierung auf die Textebene hergeleitet, entstanden ist dieser Gedanke allerdings auf dem umgekehrten Wege, nämlich auf der Suche nach einer Kategorie, mit der man Differenzierungen erfassen kann, die in der Literaturwissenschaft gang und gäbe sind und die in der Textlinguistik bislang vernachlässigt wurden.

Insbesondere im Zusammenhang mit Textsorten ist es dort nämlich üblich, sich auf Einzeltexte mit dem Ausdruck *Textexemplar* zu beziehen, das Grundgesetz also z.B. als Exemplar der Textsorte Gesetz zu bezeichnen. Nun meint man mit *Exemplar* ja gemeinhin etwas anderes, nämlich konkrete Realisate, einmalige individuelle Objekte, z.B. die eine (natürlich veraltete) Taschenbuchausgabe des Grundgesetzes, die sich in meinem Besitz befindet. Zwischen diesem einen Exemplar und dem virtuellen Text des Grundgesetzes sind aber noch diverse Zwischenebenen anzusetzen. Diesen möchte ich mich jetzt zuwenden. Ich werde für das Einzelobjekt ab jetzt den Ausdruck *Textkörper* benutzen. Er ist synonym mit dem für Nicht-Linguisten ungeeigneten Begriff *etischer Text* und der gemeinsprachlichen Verwendung von *Textexemplar*, ein Ausdruck, der sich wegen des andersartigen Gebrauchs in der Textlinguistik hier verbietet.

Mit der Hinwendung zu den Zwischenebenen komme ich auch auf die am Ende von 1.2 geforderte Systematisierung textexterner Kriterien zurück. Von

diesen spielt die Kategorie der Produzenten-Rezipienten-Instanzen eine besondere Rolle. Sie korreliert mit materiellen Aspekten, insbesondere mit der Menge von Textkörpern im Verhältnis zu abstrakteren Einheiten, und mit der Anzahl dieser abstrakteren Einheiten selbst, für die ich den Oberbegriff *Textversionen* benutze.¹¹

4.1 Okkasionelle Texte

Dies erlaubt zunächst, den Prototyp okkasioneller Texte genauer zu bestimmen. Dabei handelt es sich nämlich um Unikate, also Texte, die nur in einem einzigen Textkörper realisiert sind. Das gilt abgesehen von spontaner Sprechsprache z.B. für die meisten (handgeschriebenen) Privatbriefe. Diese haben – prototypisch! – auch nur einen einzigen Produzenten und einen einzigen Rezipienten, der eine andere Person ist.¹² Der Textkörper wird verschickt und befindet sich danach also nicht mehr beim Produzenten. Häufig vernichtet der Rezipient den Textkörper irgendwann, z.B., weil er ihm nicht aufbewahrens wert erscheint oder auch weil er verhindern möchte, dass ihn ein Dritter zu Gesicht bekommt – oder dass gar irgendwann jemand daraus einen virtuellen Text macht, indem er den Brief veröffentlicht. Wenn dies geschieht, dann haben wir eine neue Textversion, die in einer größeren Anzahl von Textkörpern vorliegt, der Kreis vom okkasionellen Textkörper 1 zu weiteren Textkörpern als Realisaten eines virtuellen Textes hat sich also geschlossen.

Anderes als für den Privatbrief als Prototyp okkasioneller Texte gilt schon für Briefe im geschäftlichen und administrativen Verkehr. Von diesen legt man normalerweise eine Kopie ab und man kann eine Kopie auch an andere als den direkten Adressaten schicken. Außerdem wird der Textkörper bzw. die Vorlage für mehrere davon (Durchschläge, Kopiervorlage oder heute die elektronische Datei) oft von jemand anderem als dem Absender, nämlich dem Sekretär, erstellt. Der Absender unterschreibt nur; darüber, wer für die Formulierungen, evtl. Schreibfehler usw. verantwortlich ist (u.U. sind daran auch mehrere Personen beteiligt), kann nicht grundsätzlich entschieden werden und es bleibt dem Adressaten auch oft verborgen.

Auch Unikate können aber, wie schon gesagt, zu einer Vorlage für Reaktualisierungen werden, wenn man – das ist wohl häufiger jemand anders als der erste Produzent, also ein sekundärer Produzent – sie vorliest oder sie technisch reproduziert, wie Hausendorf das mit der Ansichtskarte gemacht hat. Die Reaktualisie-

11 Ich verzichte aus Platzgründen hier konsequent auf die Besprechung von Übersetzungen, obwohl sie natürlich sachlich für unseren Kontext ganz zentral sind.

12 Noch weiter vom virtuellen Text entfernt sind noch solche Unikate, die überhaupt nie jemand anders sieht als der Schreiber selbst, Notizen, viele Tagebücher, Textentwürfe usw. Selbst wenn man unterstellt, der Schreiber würde dann eben mit sich selbst kommunizieren, wenn er sie wieder liest, so können sie doch auf die Sprachgemeinschaft nicht im Mindesten einwirken, weil sie eben gar nicht in den sozialen Austausch ‚eingespeist‘ werden.

zung kann weitgehend mit dem ursprünglichen Oberflächentext übereinstimmen oder auch mehr oder weniger stark verändert sein. In Hausendorfs Beispiel sind, wenn ich richtig sehe, im Mitteilungsfeld die Namen unsichtbar gemacht, eine Anonymisierung, die bei der Veröffentlichung okkasioneller Privattexte üblich ist, weil diese dadurch zu etwas ganz anderem werden, als sie ursprünglich waren. Liest man dagegen Postkarten oder Privatbriefe unter normalen Umständen vor, dann wäre die Weglassung gerade der Namen vollkommen abwegig, als erweiterter Rezipientenkreis kommen dafür ja nur Verwandte, Freunde und Bekannte in Frage, Leute, die mit dem Schreiber und Adressaten persönlich verbunden sind und die damit keine spezifischen Instanzen auf einem möglichen Weg des okkasionellen zum virtuellen Text sind.

Als solche fungieren professionell darauf spezialisierte Akteure, heutzutage in allererster Linie die Diffusionsinstanzen, nämlich die Verlage, die Texte zu verkäuflichen Waren machen. Die Frage, wer sonst (noch) am Verbreitungsprozess beteiligt ist, stellt nun m.E. ein geeignetes Kriterium für die Differenzierung verschiedener Arten von Texten dar, u.a. für die Unterscheidung von literarischen, wissenschaftlichen und Gebrauchstexten.

4.2 Gebrauchstexte

Für zumindest einen großen Teil der Gebrauchstexte ist spezifisch, dass Verlage an ihrer Herstellung und Verbreitung nicht beteiligt sind und dass die Texte auch keine verkäuflichen Waren sind. Sie werden meist von (irgendwelchen Unterabteilungen von) Firmen, Behörden oder sonstigen Institutionen erstellt, Produkten beigegeben (Packungsaufschriften, Bedienungsanleitungen, Garantierklärungen, Einzahlungsscheine usw.), an Objekten angebracht (Straßen- und Gebäudeschilder, Sicherheitsvorschriften, Preislisten, Öffnungszeiten usw.), auf Anforderung oder auch unerwünscht zugestellt (Ausweis, Führungszeugnis, Strafmandat, Steuererklärung, Reklame, Spendenaufrufe usw.) u.ä. – die Liste erhebt selbstverständlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

4.3 Wissenschaftliche Texte

Für wissenschaftliche Texte ist charakteristisch, dass sie zwar immer noch vorzugsweise von Verlagen vertrieben werden, diese aber wesentliche Etappen der Textkonstitution in die Hände von meist an der Universität arbeitenden, also staatlich bezahlten Wissenschaftlern legen, die als Herausgeber von Zeitschriften, Reihen, Sammelbänden fungieren, oft aber als Autoren auch noch die Erstellung der Druckvorlage, des Klappentextes, der Liste geeigneter Rezensionsorgane besorgen und nicht zuletzt Druckkostenzuschüsse beschaffen müssen. Da der Markt für wissenschaftliche Texte umso kleiner ist, je spezialisierter die Texte

sind, lohnt sich eine Verlagspublikation oft für niemanden mehr, und während dies in den 70er, 80er Jahren zum Aufkommen nicht von Verlagen vertriebener ‚grauer Literatur‘ führte, geht man heutzutage natürlich vermehrt zu Online-Publikationen über, woran Verlage beteiligt sein können, aber nicht müssen.

Zu dieser Besonderheit wissenschaftlicher Texte in Bezug auf die beteiligten Instanzen kommt als wesentliches Kriterium die Menge der von einer Druckvorlage erstellten Textkörper, also die Auflagenhöhe, hinzu. Auch hier gilt: je spezialisierter, desto kleiner. Aber auch von solchen Aufsätzen, die immerhin noch ein relativ großes Publikum von einigen Tausend Rezipienten finden, existieren in aller Regel mehr Fotokopien als Exemplare des Zeitschriftenheftes bzw. des Sammelbandes. Als Verbreitungsinstanz fungieren dabei die Wissenschaftler selbst, und zwar v.a., insofern sie auch Dozenten sind und irgendwelche Texte auf Seminarleselisten setzen.

Noch viel bedeutsamer dafür, dass wissenschaftliche Texte nicht als Prototyp virtueller Texte angesehen werden können, als es die kleine Menge der Textkörper ist, scheint mir die Tatsache, dass die allermeisten wissenschaftlichen Texte nur in einer Druckversion existieren. Zeitschriftenhefte werden wohl grundsätzlich nicht neu aufgelegt, für Sammelbände ist das ebenfalls untypisch, und auch die wenigsten Monografien bringen es auf mehrere Auflagen. Natürlich kommt es vor, dass Aufsätze neu gedruckt werden, im Literaturverzeichnis erscheint dies dann mit der Angabe „auch/wieder in: ...“. Für die Textlinguistik bedeutsam waren besonders die von Ihwe (1971 und 1972), Kallmeyer et al. (1974) und Dressler (1978) herausgegebenen Sammelbände bzw. Reader. Jedoch ist die Erstellung solcher neuer Textversionen nicht der charakteristische Weg, auf dem Texten zum Erfolg in der disziplinären Gemeinschaft verholfen wird. Erfolg (schon gar kommerziellen) haben nicht eigentlich die Texte, sondern die wesentlichen Gedanken, Begriffe, Modelle sowie einige Textfragmente.

Diese werden durch eine spezifische Instanz weiterverbreitet, nämlich durch diejenigen, die den Inhalt von Texten anderer zusammenfassen, referieren, kommentieren, didaktisch aufbereiten, zitieren usw., die daraus, kurz gesagt, eine zu überliefernde Größe machen. Es handelt sich also um einen Typ von Intertextualität, der allerdings relativ wenig Beachtung findet, wenn von diesem weiten Feld die Rede ist. Er schlägt sich in spezifischen Textsorten nieder, und zwar einerseits in Nachschlagewerken (Fachwörterbücher, Handbücher, Enzyklopädien), andererseits in Lehrbüchern bzw. Texten vom Typ *Einführung in die ...*, *Grundlagen der ...* usw. Wahre Nürnberger Trichter, durch die das wenige, was die meisten selbst von bedeutenden Texten einer Disziplin wissen, in die Köpfe gelangt. Das nur sehr fragmentarische Wissen, was man von virtuellen Texten aus dem Wissenschaftsbereich im Kopf hat, betrachte ich also weniger als das, was nach einiger Zeit von der Rezeption eines Textkörpers übrig bleibt, denn als das, was man in diversen Sekundärtexten davon präsentiert bekommen hat. Man kann sich schon freuen, wenn jemand wenigstens mal ein Exemplar von Saussures Cours in der

Hand gehabt hat (zu diesem Zweck gibt man Bücher ja in Seminaren herum), aber das berühmte Ei mit *signifié* und *signifiant*, die Ausdrücke *langue*, *parole*, *Synchronie* und *Diacronie*, die sollte auch ein Linguistenovize schon in seinem Kopf gespeichert haben, möglichst mit einer Verbindung zum Namen Saussure.

Diese Sekundärtexte, die Wissen aufbereiten, zusammenstellen und tradieren, sind nun insofern für die Wissenschaft nicht besonders wichtig, als sie gedanklich nicht weiter originell sind. Dafür haben sie eine sehr viel größere Chance auf einen gewissen kommerziellen Erfolg, der einige Jahre andauern kann und sich in Neuauflagen niederschlägt. Einen solchen Erfolg hatte z.B. die Einführung von Brinker, während sich das ebenso betitelte Buch von Beaugrande/Dressler nicht gut verkaufte.

4.4 Literarische Texte

Eine solche Diskrepanz zwischen Qualität und kommerziellem Erfolg gibt es in gewissem Sinne auch im literarischen Sektor. Bestseller müssen bei der Masse ankommen, und was bei der Masse ankommen soll, darf ja, wenn man's recht bedenkt, nicht allzu anspruchsvoll sein. Ganz so einfach kann man es sich mit dem Problem der literarischen Wertung natürlich nicht machen, für die folgenden Annahmen erwarte ich aber schon breite Zustimmung: Kommerzieller und kultureller Erfolg sind nicht direkt voneinander abhängig, und beide sind nicht unmittelbar abhängig von den Eigenschaften des virtuellen Textes. Sie sind vielmehr das Ergebnis der Aktivitäten sekundärer Rezipienten-Produzenten-Instanzen, die auch Fehlentscheidungen treffen können. Abgesehen von den verkannten Genies wird dies auch belegt durch Rowlings Potter-Romane, deren Erfolgspotenzial die Verlage völlig falsch eingeschätzt und deren Veröffentlichung sie zunächst abgelehnt haben.

Neben den Verlagen und natürlich in enger Zusammenarbeit mit ihnen treten bei der Verbreitung und Vermarktung von Gegenwartsliteratur Literaturagenten und andere Akteure des Kulturbetriebs und der Unterhaltungsindustrie als Zwischeninstanzen auf. Teilweise sind sie auch an der Bildung und Tradierung eines Literaturkanons beteiligt, nicht nur insofern sie zeitgenössischen Werken das Potenzial zu- oder absprechen, in diesen einzugehen, oder gar, wie z.B. Reich-Ranicki, einen eigenen Kanon vorschlagen, sondern auch indem sie Texte der Zwischeninstanz besprechen, die uns hier besonders interessiert, nämlich der Literaturwissenschaftler, und zwar sowohl Editionen als auch Sekundärtexte.

Im Zweig der Editionsphilologie sind Literaturwissenschaftler mit der Herstellung neuer Versionen virtueller Texte oder auch mit dem Versuch der Rekonstruktion eines solchen (angenommenen) Urtextes beschäftigt. Im einen Extremfall treten sie dabei wirklich als Zweitautoren und gar Sprachschöpfer auf wie Karl Lachmann mit seinen Texten in Normalmittelhochdeutsch, im anderen

fügen sie dem Text lediglich ein Vor- oder Nachwort hinzu. Dazwischen liegt die ganze Bandbreite von Eingriffen in Texte oder erläuternden Zusätzen dazu. Um diese etwas zu gliedern, muss man danach unterscheiden, in welchen Versionen und Textkörpern der virtuelle Text vorliegt.

Wenn es einer der oralen Tradition ist, dann gibt es gar keinen fixen Text I im Sinne Nussbaumers, und bleibt er auch in oraler Überlieferung lebendig, so besteht dieser Spezialfall eines virtuellen Text tatsächlich nur aus einem Kern, der fast schon an die Rekonstruktionen mentaler Repräsentationen denken lässt, z.B.: *Rotkäppchen, Wolf, Großmutter, fressen*, „*Warum hast du so große Ohren ...?*“ Dieser kann jederzeit neu aktualisiert werden, mündlich, schriftlich, im Druck oder auf Tonträger konserviert, und jede gespeicherte Fassung stellt eine neue, diesmal auch formal vollständige, d.h. ausformulierte Version des virtuellen Textes dar, zu der jeweils eine mehr oder weniger große Anzahl von Textkörpern gehört.

Diese Versionen kann man dann genauso vergleichen und textkritisch aufbereiten wie virtuelle Texte, die in einer Reihe unterschiedlicher Handschriften vorliegen. Textkritische Aufbereitung bedeutet u.a., dass verschiedene Versionen eines virtuellen Textes gleichzeitig präsentiert werden, und zwar in einer Form, die sich linear schlecht lesen lässt, weswegen nicht nur als Produzenten, sondern auch als potenzielle Rezipienten eigentlich nur Textwissenschaftler in Frage kommen.

Die Existenz verschiedener Versionen eines virtuellen Textes kann das Ergebnis der Überlieferungsgeschichte sein, für die der Autor des ersten (als abgeschlossen deklarierten) Textkörpers keine Verantwortung mehr trägt. Es kommt aber auch vor, dass diese erste Produzenteninstanz fortgesetzt an ihrem Text weiterarbeitet und ihn umschreibt, selbst wenn er schon veröffentlicht ist – bis sein Tod eine Fassung zu der Ausgabe letzter Hand werden lässt. Bei der Frage, welche Version denn nun wohl für eine neue (nicht textkritische) Ausgabe geeignet ist, welches die (wahrscheinlich) vom Autor gemeinte ist, kann es dann auch zum ansonsten so seltenen Streit um den korrekten Wortlaut, die richtige Zeichensetzung und angemessene Orthografie kommen.

5. Schlussbemerkungen

Die voranstehenden Ausführungen wollen natürlich nicht dahingehend verstanden werden, als sei das Wesentliche von literarischen und anderen Arten von Texten mit der Spezifizierung der beteiligten Instanzen und der Menge der Versionen und Textkörper erfasst. Diese außersprachlichen Faktoren und materiellen Eigenschaften korrelieren aber mit dem je besonderen Sinn und Zweck verschiedenartiger Texte und Textfassungen. Ein Text in historisch-kritischer Edition, als Taschenbuch, für Schüler aufbereitet und als Jubiläumsausgabe oder gar in einen Film umgesetzt repräsentieren denselben Text und sind zugleich etwas ganz Verschiedenes. Sie tradieren den Text gleichermaßen, laden aber zu unterschiedlichen

Umgangsweisen damit ein. Eine dieser Umgangsweisen – und man unterstellt im Allgemeinen, dies sei die einzige auch für längere Texte normale – besteht in der Reaktualisierung im Rezeptionsakt: man liest ihn vollständig neu durch, kann ja im Prinzip auch nur so Abgeschlossenheit und Kohärenz realisieren (im doppelten Sinne des Wortes). Viele Texte, die man ‚kennt‘, hat man aber überhaupt nie ganz gelesen, und dennoch bilden Fragmente daraus, Situationen, Namen, einzelne Sätze oder Dialogteile usw. Bestandteile des gemeinsamen Wissens, in der Regel allerdings nur eines Teils der Sprachgemeinschaft, die ihn weiter trägt und sich nicht zuletzt darüber ihrer Gruppenidentität versichert. Dass solche Fragmente heutzutage eher Werbeslogans, Titel oder Zeilen aus Liedern der Popmusik u.ä. sind als Bibelverse oder Zitate aus dem literarischen Kanon (vgl. dazu Rößler 1999) – besser gesagt: dass die Frage, worauf man sich beziehen kann, Gruppen und Varietäten differenziert, und zwar wahrscheinlich entscheidender als Sonderwortschätze von Altersgruppen usw. –, zeigt, wie wenig sinnvoll es ist, Fragestellungen von Literaturwissenschaft und Linguistik voneinander abzukoppeln.

6. Literatur

- Adamzik, Kirsten 2004a: Textlinguistik. Eine einführende Darstellung. Tübingen.
 Adamzik, Kirsten 2004b: Sprache: Wege zum Verstehen. Tübingen/Basel, 2. Aufl.
 Adamzik, Kirsten (im Druck): Textsorten und ihre Beschreibung. In: Janich, Nina (Hg.): Textlinguistik: 15 Einführungen. Tübingen.
 Arnold, Heinz Ludwig/Detering, Heinrich (Hg.) 1996: Grundzüge der Literaturwissenschaft. München.
 Beaugrande, Robert-Alain de/Dressler, Wolfgang Ulrich 1981: Einführung in die Textlinguistik. Tübingen.
 Brinker, Klaus 2001: Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden. Berlin, 5. Aufl.
 Brinker, Klaus/Antos, Gerd/Heinemann, Wolfgang/Sager, Sven F. (Hg.) 2000/01: Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Berlin/New York, 2 Bde.
 Busch, Albert/Stenschke, Oliver 2007: Germanistische Linguistik. Eine Einführung. Tübingen.
 Christmann, Ursula 2000: Aspekte der Textverarbeitungs-forschung. In: Brinker et al., Bd. 1, 113-122.
 Dörner, Andreas/Vogt, Ludgera 1996: Literatur – Literaturbetrieb – Literatur als ‚System‘. In: Arnold/Detering 1996, 79-99.
 Dressler, Wolfgang 1972: Einführung in die Textlinguistik. Tübingen.
 Dressler, Wolfgang (Hg.) 1978: Textlinguistik. Darmstadt.
 Ehlich, Konrad 1983: Text und sprachliches Handeln. Die Entstehung von Texten aus dem Bedürfnis nach Überlieferung. In: Assmann, Aleida/Assmann, Jan/Hardmeier, Christof (Hg.): Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation. München, 24-43.
 Ehlich, Konrad 1984: Zum Textbegriff. In: Rothkegel, Anneli/Sandig, Barbara (Hg.): Text – Textsorten – Semantik. Hamburg, 9-25.

- Ehlich, Konrad 1994: Funktion und Struktur schriftlicher Kommunikation. In: Günther, Hartmut/Ludwig, Otto (Hg.): Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. Berlin/New York, 18-41.
- Figge, Udo L. 2000: Die kognitive Wende in der Textlinguistik. In: Brinker et al. 2000/01, 96-112.
- Fix, Ulla 2003: Interdisziplinäre Bezüge der Textsortenlinguistik. In: Hagemann, Jörg/Sager, Sven F. (Hg.): Schriftliche und mündliche Kommunikation. Begriffe – Methoden – Analysen. Festschrift zum 65. Geburtstag von Klaus Brinker. Tübingen, 89-100; wieder in Fix, U.: Texte und Textsorten – sprachliche, kommunikative und kulturelle Phänomene. Berlin 2008, 13-29.
- Harweg, Roland 1979: Pronomina und Textkonstitution. München, 2. Aufl.
- Heinemann, Wolfgang/Viehweger, Dieter 1991: Textlinguistik. Eine Einführung, Tübingen.
- Ihwe, Jens (Hg.) 1971: Literaturwissenschaft und Linguistik: Ergebnisse und Perspektiven. Frankfurt a.M., 3 Bde.
- Ihwe, Jens (Hg.) 1972: Literaturwissenschaft und Linguistik. Eine Auswahl Texte zur Theorie der Literaturwissenschaft. Frankfurt a.M., 2 Bde.
- Jakobson, Roman 1979: Linguistik und Poetik. In: Jakobson, R.: Ausgewählte Aufsätze 1921-1971. Frankfurt a. M., 83-121.
- Kallmeyer, Werner/Klein, Wolfgang/Meyer-Hermann, Reinhard/Netzer, Klaus/Siebert, Hans-Jürgen 1974: Lektürekolleg zur Textlinguistik. Frankfurt a.M., 2 Bde.
- Nussbaumer, Markus 1991: Was Texte sind und wie sie sein sollen. Ansätze zu einer sprachwissenschaftlichen Begründung eines Kriterienrasters zur Beurteilung von schriftlichen Schülertexten. Tübingen.
- Rickheit, Gert/Strohner, Hans 1999: Textverarbeitung: Von der Proposition zur Situation. In: Friederici, Angela D. (Hg.): Sprachrezeption. Göttingen u.a., 271-306.
- Rößler, Elke 1999: Intertextualität und Rezeption. Linguistische Untersuchungen zur Rolle von Text-Text-Kontakten im Textverstehen aktueller Zeitungstexte. Frankfurt a.M. u.a.
- Rühling, Lutz 1996: Fiktionalität und Poetizität. In: Arnold/Detering 1996, 25-51.
- Schröder, Hartmut/Kumschlies, Petra/Gonzalez, Maria (Hg.) 2001: Linguistik als Kulturwissenschaft. Festschrift für Bernd Spillner zum 60. Geburtstag. Frankfurt a.M. u.a.
- Schütz, Erhard/Wegmann, Thomas, 1996: Literatur und Medien. In: Arnold/Detering 1996, 52-78.
- Vater, Heinz 2001: Einführung in die Textlinguistik. Struktur und Verstehen von Texten. München.
- Weidacher, Georg 2007: Fiktionale Texte – Fiktive Welten: Fiktionalität aus textlinguistischer Sicht. Tübingen.
- Wengeler Martin (Hg.) 2006: Linguistik als Kulturwissenschaft. Hildesheim u.a.
- Winko, Simone 1996: Literarische Wertung und Kanonbildung. In: Arnold/Detering 1996, 585-600.

Adresse der Verfasserin:

Prof. Dr. Kirsten Adamzik, Département de langue et de littérature allemandes, Université de Genève, CH-1211 Genève 4.

E-Mail: Kirsten.Adamzik@unige.ch